

Leseprobe aus:

Friedrich Christian Delius

Als die Bücher noch geholfen haben

Friedrich Christian Delius

Als die Bücher
noch geholfen haben



Biografische Skizzen

rowohlt
BERLIN

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Vorsätze 7

I. Zwischen Ich und Wir

Jungdichter, Lach- und Lehrmeister 13 · Für «eine bessere Welt» steigt der Verleger über den Bauzaun 24 · Warum ich kein Kritiker wurde 31 · Der Schweiger von Princeton 37 · Der verrückteste Moment in der deutschen Literaturgeschichte seit 1945 44 · Der Montag, an dem ich mich in Frau Sontag verliebte 53 · Die Tugend des Zersetzens und die Tugend der Befreiung 61 · Schüsse und Sprache, vom Ich zum Wir 67 · Kein Tod, kein Scheintod der Literatur: das «Kursbuch 15» 78

II. Wagenbach und RAF und Rotbuch

Politische Fremdsprachen 95 · Vom Wir zum Kollektiv 99 · Ein effektiver, fröhlicher Verein 103 · Der heilige Ernst und die Startschüsse der RAF 108 · Gewaltscheu und Avantgardelust 113 · Der bewaffnete Kampf in Westeuropa und in der Jenaer Straße 118 · Neuer Faschismus und alte Bequemlichkeit 123 · Ein Briefwechsel über zwei Machthaber 125 · Vom guten zum bösen Kollektiv 129 · Ein Manuskript wird zum Schlachtfeld 133 · Die größte Dummheit meines Lebens 139 · Flüchten oder Anfan-gen? 144 · Das produktive Wir 147

III. Literatur vor Gericht

Der Siemens-Prozess gegen die Siemens-Festschrift 159 · Der Horten-Prozess gegen die Horten-Moritat 202

IV. Mauer-Unterwanderungen

Kunert und andere «negative DDR-Bürger» 225 · Biermanns «Drahtharfe» und das Ende der DDR 1965 236 · Die Grenze 242 · Mickel, Lachmund und das Selbstbewusstsein 245 · Heiner Müller und der Dschuhs 250 · Ein Kuss von Thomas Brasch 258 · Kopelews Küche und der Stücklohn in Budapest 267 · Der Temeswarer Tisch und ein gewisses Glück 273 · Ein Traum von Europa 279

Dankrede auf Büchner 285

Vorsätze

Wenige Tage nach dem Ende der Schlacht von Stalingrad nicht weit vom Vatikan in das warme Frühlingslicht von Rom geboren, die Mutter eine milde Mecklenburgerin, der Vater ein westfälischer Pfarrer, zwischen hessischen Wäldern und Fachwerkhäusern, Bücherregalen und Fußballplatz Lesen und Schreiben gelernt und zugleich stotternd und stumm geworden – wo fängt es an, das Ich, das mit gelähmter Zunge zur Sprache drängt und im Alter von zehn Jahren mit der Schreibmaschine des gefürchteten Vaters sich einen «Weltplan» tippt? Und als «Beruf» angibt: Dichter.

Dies Rätsel habe ich auch in der Erzählung «Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde» nicht gelöst, und ich will es nicht lösen, denn es treibt mich voran. Wer schweigt und stottert, mag, im Idealfall, ein besonders glühender Liebhaber der Sprache sein. Die Vorstöße vom Schweigen zum Schreiben, vom Fußballfan am Radio zum Bastler epigonaler Gedichte, die Expeditionen von weitschweifenden Leseabenteuern zu abgehackten Zeilen, ich habe sie rational nie begriffen. Ich entdeckte ganz neue, selbst induzierte Glücksgefühle, ich spürte die Wohltat, mich am Schopf der eigenen Texte aus dem Sumpf der Sprachlosigkeit ziehen zu können, mit jedem neuen und möglicherweise besseren

Gedicht festeren Boden unter den Füßen zu gewinnen und so das «entmündigte Ich wieder aufzurichten» (Kertész). Es wuchs die Lust am Widerspruch – erst gegen die Sprache der Väter, Großväter und Götter, dann gegen die Sprachen der Floskeln, der Macht, der Wirtschaft, der Ideologie. Wenigstens auf den Spiel- und Kampfplätzen der schriftlichen Sprache durfte ich mich stark fühlen, viel stärker als ich war, was wiederum die jugendliche Arroganz beförderte. Schreiben hieß Opposition und Selbstentdeckung, und ein dauernder Kampf gegen den Dilettanten, Nichtsköner und Hochstapler, als den ich mich sah.

Es zog mich ins Zentrum der deutschen Reibungen und Widersprüche, anderthalb Jahre nach dem Mauerbau. Aber was wäre Berlin gewesen ohne den Weg durch die Mauer, ich brauchte Gesprächspartner in beiden Berlins. Die politischen Schübe von 1965, 1966, 1967, 1968 haben mich nicht gehindert, zehnmal mehr Jean Paul und Fontane zu lesen als Marx. Theorie war meine Sache nie, Aktionismus noch weniger, und die Höhepunkte meiner Studentenbewegung waren ein gelungener Steilpass auf Wolfgang Neuss, eine Dissertation über «Der Held und sein Wetter» und das Werfen eines Steines in London. Die Maxime von Friedrich Schlegel begleitet mich seit 1965: «Jeder Satz, jedes Buch, so sich nicht selbst widerspricht, ist unvollständig.» Ein heimlicher Romantiker, wer möchte das nicht sein? Oder doch ein aufklärerischer Ästhet, der sich an Walter Benjamins Anspruch orientiert «Ein Autor, der die Schriftsteller nichts lehrt, lehrt niemanden»?

Nichts kann so falsch sein wie die Erinnerung. Jahrzehnte später sieht alles so einfach aus und glatt: der kleine Schritt von der Schulbank unter das literarische Zirkuszelt, die

Kurzstrecken vom ersten zum zweiten, dritten oder fünften Buch, die Übungen im politischen Speerwerfen, die Weitsprünge mit drei Gedichtzeilen in die Gerichtssäle und wieder zurück, die Stabhochsprünge über Berliner Mauern, die Hindernisrennen zum Entdeckerglück, der Zehnkampf der Verlegerei. Also, noch einmal von vorn: ein paar Nahaufnahmen literarischer Lebenskapitel aus den Zeiten, als die Bücher noch geholfen haben.

I. Zwischen Ich und Wir

Jungdichter, Lach- und Lehrmeister

Zum Lachen hatte ich sie gebracht, die Literaten, die kritischsten Köpfe, die man sich im Jahr 1964 vorstellen konnte. Rund hundert Leute hatten zugehört, hatten zustimmend gelacht, und mir schien es, jetzt, wo es vorbei war, ein leichtes Spiel: sie erheitert zu haben mit einigen kurzen, pointierten Gedichten, bei der ersten Lesung am Morgen, nach dem Frühstück, viele Zuhörer vielleicht noch verkatert, alle milde gestimmt. Die ganze gefürchtete und gehasste, die geschätzte, dämonisierte, verehrte Gruppe aus Autoren und Kritikern schaute auf mich, den stotternden Drittsemesterstudenten aus Berlin, ich hielt die Blicke aus, ich hielt sie gern aus, mein kurzer Auftritt war nicht peinlich gewesen, ich hatte nicht gestottert, ich hatte die Probe bestanden. Der Stuhl, auf dem ich saß, wurde elektrischer Stuhl genannt, doch es fand keine Hinrichtung statt. Im Gegenteil, man lobte und ermunterte mich, ich hatte Glück gehabt. Nur einer hatte Einwände – und bot sich ein Jahr später als Doktorvater an.

Aufgereiht sah ich sie vor mir sitzen, die schreibenden Meister mit den berühmten und weniger berühmten Namen, die unerbittlichen Kritiker mit großem und weniger großem Einfluss, die jungen Dichter und viele Unbekannte

in der Schulhalle von Sigtuna in Schweden, und fühlte, wie die Angst von mir wich. Beim Abitur, anderthalb Jahre zuvor, hatte ich, der schlechte Schüler, mehr geschwitzt. Hier, bei der Gruppe 47, wäre ein Scheitern keine Schande gewesen, ich hatte mich schüchtern, aber einigermaßen furchtlos unter den Literaten bewegt. Nun war der Initiationsritus überstanden, ich gehörte dazu, ein wenig. Das Schreiben war nicht umsonst gewesen, der Eigensinn wurde belohnt, das Leben, das spürte ich, schien einen Sinn zu bekommen, mit einundzwanzig Jahren in den literarischen Himmel kapultiert.

Aus dem man jederzeit wieder fallen kann. Das wusste ich, das hatte man ständig vor Augen, ich sah ja, wie es anderen ging, die Pech hatten, die missverstanden oder zu hart angegangen wurden. Oder die zu mutlos schrieben oder zu angestrengt. Niemals ausruhen auf winzigem Erfolg, bloß nicht überheblich werden, verstoßen, fallen gelassen wird man schnell.

Ich hatte Glück, fast zu viel Glück. Hatte mit Klaus Wagenbach einen Verleger gefunden, der nicht nur einen Gedichtband für den Herbst des folgenden Jahres versprochen, sondern mich auch Hans Werner Richter empfohlen hatte. Zum Zweiten das Glück, dass es wegen der Reise nach Schweden Absagen gegeben hatte und Richter mich als Ersatzmann im letzten Moment dazugeladen hatte. Und drittens das Glück, am Morgen gelesen zu haben, als noch niemand das scharfe kritische Besteck auspacken mochte und, vom langen Zuhören belästigt, unwirsch und ungerecht zu poltern anfang.

In diesen Tagen kam eine vierte beglückende Erfahrung hinzu: Bei den Diskussionen über die gelesenen Texte zu erleben, wie produktiv und anregend die literarische Mei-

nungsbildung sich entfalten kann. Von den Kritikern, von der Symphonie der unterschiedlichen Argumente eines Jens oder Mayer, Kaiser, Baumgart oder Reich-Ranicki, Raddatz oder Höllerer und vielleicht noch mehr vom Sensorium eines Grass, Weiss, Enzensberger, Fried, Lettau für handwerkliche Fragen ließ sich eines lernen: Intelligente Leute können, ja müssen aus guten Gründen sehr verschiedene Meinungen über literarische Texte haben – und je feuriger sie sich widersprechen, desto besser, Eitelkeit hin oder her.

Höllerer und Baumgart merkte man etwas Zögerndes an, als wollten sie die Vorläufigkeit ihrer Meinungen betonen, Jens glänzte mit eleganten, gebildeten Abschweifungen, Kaiser mit gedrechselter Nuancierungskunst, Mayer mit messerharter Direktheit, Raddatz mit melancholischem, feindosiertem Pathos, Reich-Ranicki mit flinker Ja-Nein-Pose – kein Wunder, dass der, der am schnellsten seine Urteile fälltte und am größten und am wenigsten literarisch argumentierte, Jahrzehnte später der berühmteste wurde. Nie behielt einer Recht, Urteile entwickelten sich im Widerspruch, im inspirierenden Ergänzen, im Wettstreit der Argumente. Jeder von Kritikern Gebeutelte fand wenigstens einen eloquenten Verteidiger, auch die Mehrheit konnte Unrecht haben. Beim Beurteilen literarischer Texte gab es keine Beschlüsse, keine Abstimmungen, kein abschließendes Fazit. Bei permanenter Scherz-, Schimpf-, Streit- und Debattierlust hatten Rechthaber keine Chance. Jedem Teilnehmer blieb überlassen, was er mit den angebotenen Meinungen anfangen wollte – das war das erfrischend Demokratische an den Beurteilungsprozeduren der Gruppe 47 an ihren guten Tagen.

Spätestens jetzt, im September 1964, war der Weg klar: hin zu den Büchern.